

Dieser Beitrag erschien in der Septemбераusgabe von zeitzeichen

Purer Sinn, ohne Zweck

Wer beten will, kann von dem jüdischen Journalisten Leon Wieseltier lernen

Fulbert Steffensky

Was tun, wenn Gebete nicht erhört werden, wenn man sie nicht aus vollem Herzen mitsprechen kann, wenn besondere Erfahrungen ausbleiben? Fulbert Steffensky, der frühere Benediktinermönch und spätere Professor der evangelischen Theologie, setzt sich mit diesen Fragen auseinander. Er plädiert dafür, auf die Toten zu hören, die uns ihre Gebete hinterlassen haben.

Das Buch Kaddisch von Leon Wieseltier ist eines der Bücher der vergangenen Jahre, von dem ich am meisten gelernt habe. Wieseltier entdeckt nach dem Tod seines Vaters die Wurzeln seiner jüdischen Religion. Elf Monate spricht der Kulturredakteur der amerikanischen Zeitschrift The New Republic täglich das Kaddisch, das jüdische Trauergebet. Und er stößt dabei auf den Reichtum jüdischen Denkens und Betens. Der 51-Jährige ist ein demütiger Freigeist, sich selber und der Stimme der Toten verpflichtet. Ich lerne von ihm, und ich widerspreche ihm. Beides kann man nur bei guten Büchern.

Wieseltier: „‚Wirkt‘ Beten? Ich kenne die Antwort, da ich gerade ein Experiment abgeschlossen habe. Mein Vater erkrankte. Es wurde für meinen Vater gebetet. Mein Vater starb. Ich habe also ein Resultat. Was immer Beten tun mag, ‚wirken‘ tut es nicht.“

Ich versuche das Recht dieses rationalistischen, beinahe zynisch klingenden Satzes zu ermitteln. Gegen diesen Satz von der Unwirksamkeit des Gebetes werden die immer wieder behaupteten offensichtlichen Gebetserhörungen angeführt. Die Krückstöcke in den Wallfahrtskapellen, die die Gesundgewordenen zurückgelassen haben, sagen: Gott hat mich erhört. Das Problem ist: Wenn es solche außerordentlichen Zeichen und Erhörungen gibt, dann stellt sich die Frage um so dringlicher, warum Gott im Normalfall nicht erhört; warum er die Züge in die Gaskammern nicht aufgehalten hat und warum er den Mördern das Handwerk nicht legt. Eine Gebetserhörung ist das, was man als solche interpretiert. Ich mache mich widersprüchlich und behaupte: Solche Interpretationen sind unerlässlich. Sie lehren mich danken, eine der Grundfähigkeiten des menschlichen Herzens. So also kann ich sagen: Danke für diesen Morgen, für den Sonnenschein, für die Freundschaft, die man mir schenkt.

März 2004

Kirche Sprache des Glaubens

„Wirken tut es nicht“, sagt Wieseltier. Dagegen wenden wir ein, dass wir Gott nicht durchschauen; dass er uns auf höhere und edlere Weise erhört, als wir ahnen. Ja, wir durchschauen Gott nicht, und manchmal ist er fremder als mein größter Feind. Aber auf höhere Weise wollten die Mütter nicht erhört werden, die um die Gesundheit ihrer Kinder gefleht hatten, und diese starben trotzdem. Auf edlere Weise wollten die Menschen auf den Fluchten nicht erhört werden. Sie wollten etwas Einfaches: Sie wollten das Leben – ihr Menschenrecht.

Könnte es sein, dass wir uns den Zugang zum Beten verstellen, weil wir es hauptsächlich als Mittel verstehen, etwas zu erreichen? Das Gebet ist gerade darum so schwer zu rechtfertigen, weil es nichts nützt. Alles Nützliche leuchtet ein. Das Nicht-Nützende hat es schwer und lässt sich schwer verteidigen. Das Gebet ist das große Spiel, in dem wir uns und unsere Welt vor Gott aufführen. Das Gebet ist ein Akt der Liebe, es ist die Selbstausslieferung an das Geheimnis des Lebens. Im Gebet bestehen wir nicht auf uns selbst, wir sagen uns aus in den Grund der Welt. Es ist der höchste Ort der Passivität, die sich nicht wehrt gegen den Blick Gottes, der uns leben lässt. Das Gebet ist purer Sinn ohne Zwecke. Wer betet, hört auf, etwas für sich selbst vorzubringen – eine Rechtfertigung, eine Entschuldigung, ein Argument, eine Stärke. Das Gebet ist die tiefste Realisation unseres Glaubens an die Gnade. Nein, es nützt nichts, aber es ist der Sinn unseres Lebens.

Flucht in die Fremde

Wieseltier: „Meine Gebete wurden in wachsendem Maße zur verzweifelten Anstrengung der Subjektivität ..., und ich konnte nicht glauben, dass die Intensität meiner Gefühle für die Wahrheit dessen, was ich sagte, auch nur die geringste Bedeutung hatte. ... Ich war der Innerlichkeit überdrüssig. Ich sehnte mich nach der Äußerlichkeit, ihrer Gewissheit und Erhabenheit. Und so kam es, dass mein Gebet für mich schließlich zu einer Äußerungsform wurde, die mich trostlos und erniedrigt zurückließ, und ich gab es auf. Und jetzt bete ich morgens, nachmittags und abends. Die wunderbaren, vertrauten, kraft-losen Worte gehen mir leicht von der Zunge. Was mache ich?“

Können Sätze unprotestantischer sein als diese? Es gilt unter uns nur das, was wir bewusst vollziehen. Es gilt, was aus dem Herzen kommt. Unsere innere Existenz, unser Herz soll der Garant unserer Gebete sein. Ich nenne ein vielleicht extremes Beispiel dafür. Bei den Andachten während einer Tagung mit Pfarrern bemerkte ich, dass einer der Teilnehmer das Vaterunser nicht mitsprach. Neugierig fragte ich ihn danach. Der Pfarrer erklärte, dieses hehre Gebet spreche er nur, wenn er es aus ganzem Herzen sprechen könne.

Dieser Mensch drohte an seiner eigenen Redlichkeit zu verhungern. Wer will leugnen, dass protestantische Innerlichkeit die Rettung aus seelenlosem Geplapper ist! Aber genügt sie? Führt sie nicht zu der Verzweiflung, die Wieseltier beschreibt? Wir brauchen uns nicht durch uns selbst zu

März 2004

Kirche Sprache des Glaubens

rechtfertigen. Auch unsere Gebete sind nicht garantiert durch das Feuer unserer Herzen. Sie sind gut, weil sie erhört werden, nicht weil sie gut sind. Wir sind nicht gezwungen, die Meister unserer eigenen Worte zu sein. Das Seufzen des Geistes (Römer 8,26) ist die Seele unserer Gebete, nicht unsere eigene spirituelle Meisterschaft. Und mit der Stimme des Geistes sind unsere Gebete immer besser als sie sind.

Wir sind auch auf andere Weise nicht allein, wir haben die „wunderbaren, vertrauten kraftlosen Worte“ der Toten, die uns „leicht von der Zunge“ gehen und in die wir uns flüchten, wenn das Herz unfruchtbar ist und keine eigenen Worte gebären kann. Wenn ich das religiöse Gewiehere endloser hausgemachter Gebete in vielen Gottesdiensten höre; wenn ich die Inbrunst der Pfarrer in Gottesdiensten höre, die die Gebete mit sich selbst füllen, dann habe ich Sehnsucht nach den alten Formeln; nach der Nüchternheit der „leicht von der Zunge“ gehenden Worte.

Natürlich sind die Toten nicht mehr unsere Tanzmeister, wie es früher war. Aber wir können uns in ihre Sprache flüchten. Es kommt mir nicht darauf an, die „wunderbaren, vertrauten kraftlosen Worte“ zu füllen mit meiner eigenen Subjektivität. Ich lasse mich eher von den Formeln ziehen. Ich schlüpfte in die Sprache und damit in den Glauben der Toten. Das genügt. Man muss nicht Meister seiner selbst sein, auch nicht im Gebet.

Unerträglich sind mir die in Gottesdiensten oft zu hörenden selbstgemachten langen Gebete, die immer nach Rilke klingen. Schön gelockt und parfümiert haben sie die Kunst der Einfachheit und der Kargheit verloren. Sie wollen faszinieren. Dagegen kann man an den alten römischen Orationen studieren, was Sprachstärke durch Kargheit ist. Eine Hauptregel sollten die Pfarrer und Pfarrerinnen kennen: Frage dich, was du in deinem Gebet nicht sagen musst!

Was Wieseltier allgemein über Sprache sagt, gilt im Besonderen für das Gebet. „Es durchkreuzt den Zweck einer Aussage über das, was wahr und was falsch ist, wenn sie faszinieren soll. Faszination ist eine Kapitulation vor dem Charisma, ein bezaubertes Versagen des Denkens.“

Weil ich die überlieferten Formeln brauche, darum werde ich immer kritischer dagegen, sie leichtfertig anzutasten. Die unbedachte Veränderung der Segens- und Abendmahlsworte, die geschwätzige Erweiterung der Taufformel oder des Kanzelsegens wird mir mehr und mehr unerträglich, und zwar nicht, weil man nichts ändern darf. Wir sind Freigeister, und uns zwingt keine Formel und kein Buchstabe mehr. Aber wir müssten ehfrüchtige und hungrige Freigeister sein, die wissen, dass sie sich nicht von sich selber ernähren können. Wenn die Toten uns trösten sollen, dann muss man ihnen ihre Rechte lassen, auch das Recht ihrer Sprache. Ich sage es besser mit dem englischen Schriftsteller Gilbert Keith Chesterton (1874-1947): „Wir müssen der tiefsten und der verkanntesten aller Klassen unserer Vorfahren wieder ein Stimmrecht

März 2004

Kirche Sprache des Glaubens

einräumen: Wir fordern Demokratie für die Toten! Tradition lehnt es ab, der anmaßenden Oligarchie zufällig heute Herumlaufer das Feld zu räumen.“

Wider die Erfahrungsversessenheit

Wieseltier: „Das Ideal der Epiphanie, der Hunger nach dem, was die Amerikaner ‚peak experiences‘ nennen, all das ist ein bisschen feige, ein Versuch, den Konsequenzen des Lebens in der Zeit zu entgehen. Natürlich kann die Epiphanie eintreten, aber nach der Epiphanie wird der Moment nach der Epiphanie eintreten. Die höchste Erfahrung wird ihren Gipfel erreichen. Und irgendwann kommt dann – in ganz alltäglichem Gewand – eine Erfahrung der eschatologischen Enttäuschung.“

Es gibt falsche Interessen, die das Schweigen des Gebetes stören, etwa das Interesse an besonderer Erfahrung im Gebet oder der Wunsch, Gottesdienste und Gebete sollten besonders interessant sein. Die Beabsichtigung der Erfahrung stört die Erlebnisfähigkeit des Menschen. Das gilt grundsätzlich, auch für das Gebet. Das regelmäßige in Treue verrichtete Gebet ist erfahrungsarm. Aber es bildet Seele und Geist. Pünktlichkeit im Gebet ist mehr wert als Entrückung. Wiederholung, Langsamkeit, Kargheit, Monotonie sind meditative Elemente. Und sie sind nicht gerade die Voraussetzung für „peak-experiences“. Erst Kargheit macht eine Sprache möglich, die aus dem Schweigen kommt und die mehr ist als religiöses Geplapper.

Man kann einwenden: Ist das anzustreben in unseren Gottesdiensten, wenn eine ganze Kultur narzisstisch-erfahrungsversessen und zur Plapperkultur verkommen ist, wenn alle geistigen Räume zu Exzitationsräumen verkommen sind? Aber wenn unsere Gebete und Gottesdienste gut sind, dann sind sie ja auch Räume einer Widerstandskultur und nicht einfach eine Variation dessen, was in der Gesellschaft ohnehin geschieht.

Nachdem Leon Wieseltier in seinem Kaddisch-Buch die Bräuche der zwangsgetauften Juden in Spanien beschrieben hat, die verlangen, dass man den Angehörigen von Verstorbenen hartgekochte Eier und einen Krug Wasser schickt, schließt er seinen Bericht mit dem Satz: „In ihrer Speise lag ihr Glaube. Wenn sie ihre Eier kosteten, kosteten sie ihre Metaphysik.“

Der Glaube und die Gebetsfähigkeit liegen nicht nur in der Stärke der Herzen. Manchmal sind die Lippen glaubensstärker als das Herz. Es kann sein, dass das Herz den Worten der Lippen nicht nachkommt. Dann ziehen die Lippen das dürre Herz hinter sich her, bis es wieder kräftig ist und auf eigenen Beinen stehen kann. Wir beten schon mit unseren Beinen, wenn wir in eine Kirche gehen. Wir beten mit unseren Gesten, wenn wir uns verbeugen, uns an die Brust schlagen und ein Kreuz auf die Stirn unserer Geliebten zeichnen. Wir beten schon, wenn wir eine Regel einhalten und uns zu bestimmter Zeit und an einem bestimmten Ort sammeln. Man soll dem Herzen nicht zu viel aufladen.

März 2004

Kirche Sprache des Glaubens

Es ist endlich. Es braucht die Lippen, die Beine und die Regeln; die besonderen Zeiten und den Rhythmus, die ihm auf die Sprünge helfen. Vielleicht sollte man die Frage der Echtheit unserer Gebete nicht überstrapazieren. Was verlangen wir von unserem Herzen, wenn wir sagen, alles Gute solle aus ihm kommen? Dies ist natürlich kein Plädoyer für das seelenlose Wort. Es ist Mitleid mit dem halben Herzen, und vielleicht wird es ja ganzer, wenn die Lippen, die Gesten und die Rhythmen es stützen.

Wieseltier: „Darum leite ich so gern die Gebete: Meine Aufgabe verdrängt meine Zweifel.“ Vorbeter sind gut und sie sind schlecht dran. Schlecht sind sie gerade heute dran, wo Gottesdienstregel und Geläufigkeiten abnehmen. Je mehr Veränderung, Neuheit, Interessantheit Ziele werden, um so schwerer kann die Pfarrerin beten. Sie muss der Gemeinde immer einen Schritt voraus sein in dem Gedanken: „Was kommt als nächstes und worauf muss ich jetzt achten?“ Pastoren haben es schwer, weil sie nicht in der gelassenen Ruhe des Augenblicks sind. Sie haben es schwer, mit ihrem jeweiligen Tun ganz überein zu stimmen, weil sie immer schon vorausdenken. Sie haben es aber auch leicht, weil der Glaube der Gemeinde ihren Glauben trägt und ihnen den Mund öffnet für die Worte, die sie sagen müssen. Pfarrer können ja nicht deswegen predigen, öffentlich beten und die großen Gesten des Trostes setzen, weil sie vor Glauben glühen, sondern weil die Gemeinde sie mit ihren Erwartungen, mit ihrer Bedürftigkeit und mit ihrem Glauben trägt. Man muss nicht auf der eigenen Kärglichkeit bestehen. Man stürzt sich in Demut in den Glauben von allen, und so kann man es aushalten in diesem schönen und widersprüchlichen Beruf.

Und hier nun der in unserer Märzausgabe veröffentlichte Briefwechsel zwischen Dr. Friedrich Brandi-Hinnrichs und Prof. Dr. Fulbert Steffensky

Mut zum Risiko

Neue Zeiten brauchen eine neue religiöse Sprache

Friedrich Brandi-Hinnrichs

Lieber Fulbert Steffensky,

eine Begebenheit vorweg. In einem Traugespräch bekannte der Bräutigam, er sei kein Mitglied der Kirche und vor einigen Jahren ausgetreten. Auf meine Frage, warum er denn ausgetreten sei, antwortete er: „Früher war ich in meiner Kirche engagiert, war in Jugendgruppen aktiv, und es hat mir viel gebracht. Inzwischen bin ich aber zu der Überzeugung gelangt, dass die Kirche doch zu konservativ und traditionsgebunden ist. Deshalb bin ich ausgetreten. Das Geld

März 2004

Kirche Sprache des Glaubens

ist es jedenfalls nicht allein gewesen, was mich zu diesem Schritt verleitet hat.“ Nach einigem Hin und Her über Sinn und Fragwürdigkeit von Traditionen, antwortete ich dem jungen Paar etwa folgendermaßen: Es sei ja in der Tat so, dass die Kirche sehr traditionsbeladen sei, und ich als Pastor leide oft genug ebenfalls unter den Erwartungen speziell der älteren Generation, die immer alles so haben wolle, wie es immer schon war. „Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Wir halten einen sehr modernen Bitt- und Dankgottesdienst für Ihre kommende Zeit zu zweit. Wir verzichten auf alles Althergebrachte: lassen die Glocken stumm, dem Organisten gebe ich frei, Sie lassen das mit dem weißen Kleid und dem teuren Anzug und ich mit dem Talar, wir treffen uns lieber in moderner Straßenkleidung. Ich bringe eine Gitarre mit, und wir setzen uns im Stuhlkreis in den Altarraum und tauschen uns in lockerer Runde und zeitgemäßer Sprache aus über das, was Sie erwarten wird und wo Gott eine Rolle spielt, wenn Sie von nun an Ihr Leben zu zweit gestalten werden.“ Während ich eine Idee nach der anderen entwickelte und einen schon fast sadistischen Gefallen an der Inszenierung des Gesprächs fand, wurde das Paar immer nervöser und unterbrach mich schließlich: „Nein, das Kleid ist bereits gekauft, und gerade die Glocken sind doch so schön, und die Orgel gehört doch schließlich auch dazu; und ein Pfarrer ohne Amtstracht ist doch auch kein richtiger Geistlicher.“

In diesem Spannungsfeld von Tradition und Moderne bewegt sich ein Gemeindepfarrer. Und die Pastorin natürlich auch. Es gibt ja gar nichts einzuwenden gegen die Verteidigung der alten Texte, der besonderen Sprache der Toten, der alten Lieder und Gebete. Wie oft singe ich mit der Gemeinde nach der Predigt ein Gesangbuchlied von Paul Gerhard und denke mir, wie hohl doch meine Worte eben waren. Könnte ich doch nur ansatzweise so predigen, wie Gerhard gedichtet hat! Und selbst das Apostolische Glaubensbekenntnis, das ich am liebsten immer erst erklären oder bei dem ich doch zumindest erst einmal den Sinn von Bekenntnissen erläutern möchte, verteidige ich in meiner Gemeinde als Teil unserer Tradition, die oft genug sehr sperrig daher kommt und uns in ihren Aussagen gegen den Strich unserer Alltagserfahrung geht. Ich hoffe also, lieber Fulbert Steffensky, Gnade vor deinen Augen gefunden zu haben; denn auch ich schätze die alten Meister, die wunderbaren Psalmen und die durch nichts zu ersetzenden Formeln alter Gebete. Und am Segen bastele ich auch nicht herum.

Da wir uns bereits eine Zeit lang kennen, wenn auch mehr aus der Distanz, und ich deine Biographie ein wenig kenne und von den Politischen Nachtgebeten in Köln oder von so manchen sehr aufmerksam-kritischen Kommentaren zur Gegenwart weiß, lese ich deine Beiträge nicht nur mit viel Sympathie und Freude an deiner Sprache, sondern auch mit viel Nachsicht. Zu viel, wie ich jetzt festgestellt habe. Lange Zeit dachte ich, du verschweigst oder vernachlässigst einfach nur die Seite der Moderne, in der sich die Kirche bewähren muss, weil du nicht ständig wiederholen möchtest, was jeder bereits weiß. Inzwischen fürchte ich, mich in dieser Annahme getäuscht zu haben.

März 2004

Kirche Sprache des Glaubens

Dein Denken und Erleben der alten Texte, die Lebens- und Leidenserfahrungen der Toten, deine geradezu sinnlich zu erfassende Inkorporation der Tradition, die dir ja lange genug auch eine Last gewesen sein muss, verdeckt den Blick für die Herausforderungen einer Kirche in der weitgehend säkularisierten Moderne. Daran ändert auch ein relativierender, ein wenig nach Allgemeinweisheit klingender Satz nicht viel: „Wer will leugnen, dass protestantische Innerlichkeit die Rettung aus seelenlosem Geplapper ist!“

Zwei Sätze des Beitrags unterstreichen meine Befürchtung, es mangle an einer differenzierten Interpretation biblischer Wahrheiten als Voraussetzung und Teil der Moderne, besonders: „Das Gebet ist die tiefste Realisation unseres Glaubens an die Gnade.“ Ja, so denke ich auch, dagegen ist nichts einzuwenden. Doch dann direkt folgend: „Nein, es nützt nichts, aber es ist der Sinn unseres Lebens.“ Da rufe ich Dir mit Tucholsky zu: „Ihr müsst euch schon daran gewöhnen, dass es sehr vergnügte Heiden gibt – die geht das (nämlich Glaube und Kirche. F.B.-H.) gar nichts an.“ (Kurt Tucholsky, Briefe an eine Katholikin)

Das Gebet hat mit deinem und hoffentlich auch mit meinem Leben zu tun, aber deshalb ist es doch nicht gleich „Sinn unseres Lebens“. Es gibt doch inzwischen eine unübersehbare Menge von Menschen, denen die uns vertraute Tradition vollkommen fremd ist, und wenn wir mit diesen religiös unmusikalischen Menschen ins Gespräch kommen oder sie für die biblische Tradition erwärmen wollen, dann müssen wir doch so auf sie zugehen, dass sie uns verstehen, also eine Sprache verwenden, die zeitgemäß ist. Wir sollten es besser machen als jene Katholikin, die Tucholskys religiöser Distanz mehr oder weniger undialektisch die alte kirchliche Tradition entgegenhält, so dass beide auf hohem literarischem Niveau aneinander vorbeischieben.

Was ich vermisse, ist eine Ermutigung zum Risiko. Nicht um des Risikos willen, sondern weil das Mit- und Ineinander von zeitgemäßem Glauben und Traditionsvermittlung ohne Risiko nicht funktionieren. Der Individualismus – Segen und Fluch der Moderne, wenn man so will – und die alte Tradition stehen in einer Spannung, die nicht einfach damit aufzuheben ist, dass man sich auf die eine oder die andere Seite schlägt. Was in den Siebzigerjahren mit der einseitigen Konzentration auf die individualistische und damit hin und wieder auch beliebige Hermeneutik falsch war (aber im historischen Kontext durchaus sein Recht hatte), wird nicht dadurch besser, dass man nun aufs andere Ufer wechselt und sich dort einrichtet. Deine Texte, und der hier zitierte besonders, klingen nach behaglichem Einrichten hinter den alten, schützenden Mauern der Kirche.

Die Herausforderung unserer Kirche besteht aber nicht nur darin, die alten Texte wieder zu entdecken, sie zu repetieren und die Menschen von heute mit ihnen zu konfrontieren, sondern auch darin, die schätzenswerte Tradition jenen Menschen zu vermitteln, die davon noch gar nichts gehört haben und denen dies alles fremd ist. Mein Interesse als Pastor in Hamburg-St. Pauli kann doch

März 2004

Kirche Sprache des Glaubens

nicht darin bestehen, denen, die sich bereits in der Kirche eingerichtet haben, es noch gemütlicher zu machen, quasi noch mehr Kerzen hinzustellen und sie mit den Psalmen oder Gebeten vom Heiligen Basilius zu füttern oder die Abendmahlsliturgie mit den alten Worten zu singen, so dass die Laufkundschaft, die am Sonntagmorgen vom Fischmarkt kommend bei uns hereinschaut, gar nichts mehr versteht und sich nur an kirchlicher Folklore freuen kann. Sondern es muss darum gehen, in der Bürgerinitiative oder in der Stadtteilkonferenz, bei jungen Eltern, Konfirmanden und Konfirmandinnen ein Gespür für die Notwendigkeit biblischer und kirchlicher Tradition für das eigene Leben und die aktuellen Fragen nach dem, was die Welt zusammenhält (oder eben auch nicht), zu wecken.

Und das funktioniert meiner Erfahrung nach am besten so, dass ich sehr genau hinhöre, die Religion im Alltag aufspüre und darauf achte, was die Menschen zu sagen haben, was sie bewegt, von welchen Hoffnungen sie getragen werden und in welchen Ängsten sie gefangen sind. Mit der Tradition in Kopf und Herz suche ich dabei nicht nur nach den angemessenen Inhalten, sondern auch nach einer Sprache, die sowohl dem einen, nämlich der Tradition, als auch dem anderen, nämlich dem in der Tradition und ihrer Sprache gänzlich Ungeübten, gerecht wird. Damit erschließen sich neue Räume der eigenen Erfahrung, auch Räume für eine neue Sprache, so dass Begegnungen zwischen Tradition und Moderne möglich werden. Und es verändert sich unter Umständen und hoffentlich nicht nur die Wahrnehmung des eigenen Lebens oder es wird eine neue und ungewohnte Tiefendimension der Lebenszusammenhänge im privaten und öffentlichen Raum sichtbar, sondern auch die Tradition selbst wird sich – hoffentlich – hinterfragen lassen. So wie sie sich immer wieder, und von der protestantischen Frömmigkeit insbesondere, hinterfragen lassen müssen. Es ist doch nicht alles gut und sinnvoll, was im Psalter steht, nicht jede Weisheit der hebräischen Bibel und des Neuen Testaments lässt sich unhinterfragt weitererzählen. Wir Theologen müssen uns auch nicht als unkritische Vertreter der Worte Gottes aufspielen. Sie finden ihre Wege auch durch den Dschungel unseres Stotterns und das Dickicht der kritischen Vernunft.

Geistliches Risiko

Dass mir und vielen anderen Pastoren bei dem Versuch, neue Räume der Begegnung von Tradition und Moderne zu betreten, auch schon einmal ondulierte Formulierungen oder platte Alltagsgeschichten in die Feder fließen oder dass ich mit einer Beerdigungsansprache, mit der das Leben des Gestorbenen religiös und im Horizont der biblischen Tradition interpretiert wird, auch schon einmal haarscharf daneben liege und dass das Ganze manchmal tatsächlich mehr nach Rilke klingt, als mir lieb ist – das ist ein „geistliches Risiko“, das zu meinem Beruf gehört. Und mir geht es um eben dieses Risiko, geistliche Räume neu zu erschließen, Räume, die du – ob du es willst oder

März 2004

Kirche Sprache des Glaubens

nicht – eher verschlossen hältst, zu Gunsten der, wie ich ja auch finde, oft sehr viel dichteren und schöneren Sprache der Väter im Glauben. Ich denke nur: Wenn wir das theologische und spirituelle Risiko nicht suchen, wird es ziemlich langweilig in der Kirche. Damit lege ich kein Plädoyer ab für eine Kirche ausschließlich mit „Die gute Nachricht“ oder „Herr, deine Liebe ...“, sondern nur für die Wahrnehmung des Spannungsfeldes von Tradition und Moderne, das bei dir zwar nie ganz außer Acht gelassen, aber doch als konstituierendes Moment zeitgemäßer religiöser Sprache vernachlässigt wird.

Manchmal können und dürfen wir uns nicht retten in die „wunderbaren, vertrauten kraftlosen Worte der Toten, die uns leicht von der Zunge gehen und in die wir uns flüchten, wenn das Herz unfruchtbar ist und keine eigenen Worte gebären kann“. Manchmal müssen wir uns eben auch bewusst machen, dass, wenn in dieser Weise von den Toten gesprochen wird, nur die männlichen Toten gemeint sind. Wie viel haben wir gerade in dieser Hinsicht und in jüngster Zeit Frauen zu verdanken, die sich ihrem unfruchtbaren Herzen gestellt haben und eben nicht in die alten Worte geflüchtet sind. Sie haben sich der Sprachlosigkeit gestellt und nach neuen Worten gesucht, sie zwar nicht immer gefunden, aber sie haben doch die biblisch-kirchliche Tradition als Teil der Moderne mit neuer Sprache und einem veränderten Blick auf Vergangenheit und Gegenwart bereichert. Das stört mich übrigens auch an der gerne verwendeten Formel von „den Worten unserer Mütter und Väter im Glauben“. Solch ein Herleitungssatz ist doch schlichtweg falsch, weil es ganz überwiegend die Worte der Väter sind, auf die wir uns berufen, während die Mütter allerhöchstens in den ungesprochenen und deswegen eben unerhörten Worten aufscheinen.

In der kleinen Musikhalle Hamburgs ist auf Stellwänden zu lesen von sehr ehrenwerten Bemühungen, die ohne Not entstandene Modernisierung der Fünfzigerjahre rückgängig zu machen (die Musikhalle war eines der wenigen historischen Gebäude Hamburgs, das im Krieg nicht zerstört worden war). Der reichlich geschmacklose Kammermusiksaal ohne inspirierende Atmosphäre soll wieder in seinen ursprünglichen Zustand des Neobarock von 1908 gebracht werden. Von einem viel lohnenderen Konzept, einen neuen Raum zu riskieren, in dem das Alte mit dem Neuen unter Berücksichtigung der Irrungen der Fünfzigerjahre verknüpft wird, ist leider nicht die Rede.

Wird Fulbert Steffensky bald etwa auf der Liste der Prominenten zu finden sein, die eine undialektische Rehistorisierung der Kleinen Musikhalle Hamburgs fordern?

März 2004

Kirche Sprache des Glaubens

Gegen das klerikale Geplapper

Die Tradition darf loben, wer gelernt hat, ein freier Geist zu sein

Fulbert Steffensky

Lieber Friedrich Brandi-Hinrichs,

ich habe meinen Text über das Gebet noch einmal durchgelesen und empfinde deinen Angriff darauf als ein verständliches Missverständnis. Ich plädiere für die Sprache der Toten, und du klagst das Recht der Lebenden ein. Ich höre diesen Einwand und finde ihn gerecht. Vielleicht bestehen wir alten Leute in der Kirche zu sehr auf der Sprache, die uns schon einmal getröstet hat und in der wir zeit unseres Lebens unsere Klagen, unser Lob und unsere Zweifel geborgen haben. Wir vergessen zu leicht, dass jüngere Menschen mit jener alten Sprache weniger Erfahrungen haben als wir Alten und dass sie ihnen darum weniger kostbar ist. Wir vergessen zu leicht, dass die kirchliche Sprache in der Vergangenheit hauptsächlich von 45- bis 75-jährigen Männern gemacht wurde. Es sind sicher edle Exemplare der Menschheit, aber wo ist die Sprache der Frauen, der Arbeiter, der Kinder geblieben? Vielleicht gibt es – zumindest auf Zeit – in unseren Gottesdiensten ein vorrangiges Sprachrecht derer, die bisher nicht gehört wurden. Das aber ist noch keine Rechtfertigung des ermüdenden klerikalen Geplappers, das man in vielen Gottesdiensten überstehen muss.

Ich stimme deinem Einwand auch darin zu, dass die Sprache der Tradition nicht verstanden werden kann, wenn sie sich nicht reibt an den gegenwärtigen Nöten und Fragen. Die Tradition legt sich aus, indem sie es mit den Leiden und dem Glück der Menschen zu tun bekommt. Der Text braucht den Kontext, um verstanden zu werden. Die Bürgerinitiativen und Stadtteilkonferenzen, auf denen das Schicksal von Menschen verhandelt und bedacht wird, sind die Erläuterungen der alten Texte, wie die alten Texte die Erläuterungen der Lebenskontexte der Menschen sind. Ich vermute, je stärker Christen und ihre Gottesdienste verwickelt sind in die gegenwärtigen privaten und öffentlichen Schicksale von Menschen, umso mehr sind die alten Sprachen und Bilder hörbar und verstehbar. Modernisierung heißt nicht Sprachanpassung und Niederschwelligkeit. Es heißt für die Kirche ein Ort der Leidenschaft zu werden, an dem die Schmerzen der Menschen wahrgenommen werden.

In einem Punkt widerspreche ich dir: Wir können uns in unseren Gottesdiensten noch so anstrengen, die alten Texte zu erklären, zu übersetzen, zu entrümpeln, sie werden den Fremden, die vom Fischmarkt kommen – um in deinem Bild zu bleiben – und gerade mal so hereinschauen, fremd bleiben. Ich halte nichts von dieser neuen missionarischen, oft bis ins Lächerliche gehenden Selbstlosigkeit, in der man sich der eigenen Sprache entäußert, sie verdünnt und unkenntlich macht, nur damit jeder zufällig

März 2004

Kirche Sprache des Glaubens

Hereinschneidende nicht fremd darin ist. Es ist, wie gesagt, ein vergebliches Bemühen. Es geht allerdings auch gegen meinen Stolz und mein Selbstbewusstsein, mir ein Haus zu errichten, in dem jeder sich jederzeit heimisch fühlen kann. Vielleicht brauchen die Fremden nichts dringlicher als unsere Deutlichkeit. Sie gehen in ein fremdes Haus, sie wollen dort nicht zuhause sein, sie wollen Gast in dieser Fremde sein. Vielleicht birgt sie diese Fremde für eine Stunde oder für einige Augenblicke. Unsere Andersheit lässt ihnen Distanz. Unsere Andersheit ist der Respekt vor ihrer Andersheit. Unser Respekt vor den Fremden, vor denen, die anders glauben oder die nicht glauben, kann doch nicht zum dauernden Kotau vor ihnen werden. Sich den Fremden mitteilen, heißt nicht, sie zur Richtschnur unseres Glaubens, unserer Gottesdienste, unseres Religionsunterrichts und unserer öffentlichen Rede zu machen.

Zur Frage des Gebets, von dem ich behaupte, dass es unser Lebenssinn ist: Ich spreche ja nicht von Tucholsky und anderen vergnügten Heiden. Ich spreche von uns mit unserem mühsamen Versuch, das Leben und das Sterben zusammenzukriegen im Glauben. Das Leben wird nicht stimmig in den bloßen Sätzen des Glaubens. Die Argumente, die der Unglaube dagegen hat, sind größer und schlagender als die Argumente des Glaubens. Das Gebet ist die große und letzte Stelle (nicht die einzige), an der man die Einwände – im Sinn des Wortes – überspringt und sich in eine unentbehrliche Ganzheit stürzt. Ich habe nichts gegen Atheisten. Sie haben ihre Würde, und ich vermute, sie haben sogar die besseren Argumente für sich. Sie sind meine Geschwister in der Trostlosigkeit. Aber es gibt die andere Würde, die Würde des Glaubens an die unabgeholtenen Versprechen. Das Gebet ist die Stelle, an der ich sie mir aneigne. Ist das eine Übertreibung? So lass es eben eine Übertreibung sein, du unverbesserlicher Rationalist!

Ich habe die Tradition gelobt, ich habe für die Formel und die Sprache der Toten plädiert. Ich tue dies unter der Voraussetzung, dass wir gelernt haben, freie Geister zu sein. Ich setze voraus, was du bei mir vermisst: Wir sind ins Risiko der Zeitgenossenschaft gestoßen. Die Tradition ist nicht die Antwort auf alle Fragen, auch nicht die biblische Tradition. Aber sie hilft uns, der Gegenwart Fragen zu stellen. Wir sind nicht Beute der Toten, sie sind unsere Geschwister. Eine Tradition zu haben, heißt nicht, in der Sprache und im Geist auf sie gebannt zu sein. Es ist unsere Freiheit und unsere Pflicht, die Sprache des Glaubens weiterzutreiben. Und wenn wir uns dabei gelegentlich irren, dann irren wir uns eben. Ein Wahrheitssucher ist kein Irrtumsvermeider, im Gegenteil, die Irrtumsvermeider sind meistens keine Wahrheitssucher. Man verliert die Angst vor den Irrtümern, wenn man sieht, wie oft diese Traditionen selber in die Irre gegangen sind. Eine Tradition haben, heißt, sich auf Tote berufen, und es heißt, den Toten vergeben, wie auch unsere Kinder und Enkel uns einst vergeben müssen.

Quelle: http://zeitzeichen.skileon.de/content/download/0403_steffensky-brandi-steffensky.doc